



Abend-

Zeitung.

136.

Donnerstag, am 7. Juni 1832.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Verantw. Redacteur: C. G. Tb. Winkler [Ed. Hell].

Der Kirchhof des Pater La Chaise.

(Fortsetzung.)

Ich hielt mehre Kränze in der Hand. Welchem Grabe sollte ich sie weihen? Acht Jahre sind seit dem Tage verfloßen, wo ich der Vermählung eines meiner Freunde bewohnte, einer Verbindung auf dem Sterbebette, dem letzten Troste einer Hinscheidenden! ... Es gibt eine Krankheit, welche die grausamste von allen ist, denn sie wüthet mit der größten Stärke gegen die Jugend und verzehrt die Organe des Athemholens. Erkennt sie der Arzt, so wendet er sich mit Trauer ab, ohne Hilfsmittel gegen ihre Gewalt. Nun denn, in dem Busen der Neuvermählten lag der zerstörende Keim bereits im höchsten Grade seiner Entwicklung. Der junge Mann, den sie liebte und der ihr gleiche Liebe weihete, hatte nicht Egoist genug seyn können, um sich diesem eitlen Trugbilde einer Vermählung zu entziehn. Wie viel mußte er dabei leiden! Die Neuvermählte verstattete nicht, daß man auch nur einen der dabei üblichen Gebräuche weglasse oder abkürze, mochten sie auch in einer sehr kalten Kirche das Fortschreiten der Krankheit beschleunigen. ... Wie ich sagte, es war der letzte Trost einer Sterbenden. Wir führten sie in das Haus ihres Vaters. Ich nahm die junge Kranke unter den Arm, ich half ihr die Treppe heraufzusteigen. Es geschah mit vieler Mühe. Ach! Welcher Gedanke beschäftigte mich dabei! der Gedanke, daß die Unglückliche sie nie le-

hend wieder herabsteigen werde. Als sie nun in das hochzeitliche Gemach eintrat, verbreitete sich ein Strahl von Glück über ihre bleichen Wangen und glänzte darauf wie eine Hoffnung der Genesung; aber im Augenblicke darauf keine Spur des Schimmers mehr! Sie legte sich nieder, ließ ihren Strauß aufhängen, ihre Hochzeitkleider sich zu den Füßen ausbreiten. Zwanzig Tage lang sah sie sie lächelnd an; am ein und zwanzigsten hörte sie auf, sie zu sehn. ... Ich hatte sie an den Altar geleitet, ich mußte es auch zu ihrer Ruhestätte thun. Man begrub sie auf der Höhe, der alten großen Eingangthür gegenüber. Eine Thräne floß als ich schied aus meinen Augen, ich wandte mich und sah deutlich den Ort, wo die jungfräuliche Gattin ruhte und weihte ihr einen letzten Gruß.

Seitdem war ich glücklich genug, niemand der mir theuer war an diesen Ort geleiten zu müssen. Immer bin ich auf meinem Lebenswege fortgewandelt, ohne an alles das zu denken, was die Sichel des Todes unterwegs abmähete. Stellte sich das Andenken an den Pater La Chaise einmal flüchtig meinem Geiste dar, so sah ich ihn so, wie ich ihn damals gesehen hatte, mit seinen schon zahlreichen aber zerstreuten Gräbern und zwischen ihnen leere und unbenutzte Stellen.

So wendete ich denn auch jetzt beim Hineintreten meine Blicke nach der Seite, wo ich meine Kränze hinlegen wollte. Wie albern war ich doch, und wie groß war mein Erstaunen, ja fast möchte ich sagen,

mein Schreck! So ungefähr mußte wohl vor funfzehn Jahren das Staunen des Ausgewanderten seyn, der dreißig Jahre fern von seinem Vaterlande gelebt hatte, wenn er in Paris die geräumigen Gärten, die unbebauten Strecken, die grünlichen Moräste suchte, die er bei seinem Fortgehn zurückgelassen und jetzt dort Massen von Gebäuden, prachtvolle Stadtviertel erblickte, die sich mit dem Glanze und dem geräuschvollen Anstrich der modernen Civilisation erhoben hatten. Mein Staunen war kein minderes bei dem Anblicke dieses Waldes von Taxusbäumen und Grabdenkmälern, welche seit so wenigen Jahren auf dem Kirchhofe des Pater La Chaise sich gedrängt, geschichtet, gehäuft hatten. Welche Bäume und Sträucher! Welche Bronze, Marmor, Granit, Steinwerk aller Art! Welche Sitter von allen Massen, Säulen, Pyramiden, Statuen, Mausoleen und Grabformen! Welche Inschriften, Eigennamen, Titel und Wappen! Welche Kreuze, Fesseln und Attribute! Welche Männer, Weiber und Kinder, alle leblos, alle sonst am Leben! Welche Eroberungen, welche Reichthümer, welch Kaiserthum! „Rein!“ rief ich aus: „das ist nicht mehr das einfache Feld der Ruhe, das ist die prachtvolle Stadt einer Bevölkerung von Leichnamen!“

Aber wie? die Lebenden nehmen den Todten den Platz dort weg und streiten sich mit ihnen über ihr letztes Asyl? Fromme Reisende, ich sehe euch knieend vor diesen Grabmälern, auf denen die symbolischen Attribute des Verscheidens ausgehauen sind, wo eure Leichtgläubigkeit sterbliche Ueberreste ehren will, wo ein Name über der Pforte eingeschrieben steht. Steht auf, schaut scharfer, es ist ein leeres Mausoleum! Der Eigenthümer dieses Denkmals, noch in der Blüthe seiner Jahre, schwimmt mitten in Genüssen. Wißt ihr denn nicht, daß es mit zum Reichthume der Hauptstadt gehört, sein Hotel in Paris, sein Landhaus zu Saint-Cloud, eine Loge im italienischen Theater und ein Grab beim Pater La Chaise zu haben? Dieses sind Gewölbe für eine Wohnung, die der Besizer beziehen wird, wenn die Zeit dazu gekommen ist. Im voraus wählt er bei den Strahlen der Sonne, welche seine Asche nicht wieder erwärmen wird, diejenige Lage, die ihm am besten gefällt, auf einer Anhöhe oder tief unten, in einer Nachbarschaft nach seinem Geschmacke, die Einsamkeit oder die große Welt und das glänzende Viertel; der Pater La Chaise hat auch seine Grabstein-Aristokratie und seine Vorkäbde. Jedenfalls aber beneidet mir den Reichen nicht, von dem ich eben sprach. Als er mit so vielem Luxus baute, war er

weit davon entfernt, voranzusehen, daß im Jahre 1830 eine Revolution sein Haupt mit denen so vieler andern beugen werde. Seitdem habe ich sein Hotel besucht, in dem Hofe fand ich nicht mehr seine Livrée; sein Landhaus, im Park spielten nicht mehr seine Kinder; seine Loge, seine Gemahlin saß nicht mehr auf der ersten Bank. Ueberall ein neuer Herr! Sein Grab nur bleibt ihm übrig: das wird ihm nicht entgehn.

Man schreibt die großen Namen der vorigen Regierung nicht mehr auf die Fagade der Hotels, wie die Laroche Foucault, Crillon, Talleyrand, Choiseul, Gontaut-Viron, die man noch erblickt. Diesen Gebrauch hat die Mode für alle Klassen, in denen Wohlstand herrscht, auf den Kirchhof vom Pater La Chaise übergetragen. Ueberall gibt es Familienbegräbnisse. Schon im voraus tragen da die einen ihre dunkle Abkunft, die andern ihren Stolz, alle ihr Nichts zur Schau. Doch gibt es auch dort Grabdenkmäler, welche die innigste Zuneigung heiligte. Da gibt man sich ein Stelldichein nach dem Ableben. Es ist so süß zu wissen, daß man sich dort wiederfinden wird. Auch die Philosophie ist diesem Gedanken eines Zuorkommens gegen den Tod nicht abgeneigt. Jedenfalls ist der Entschluß, freiwillig das Ziel zu bezeichnen, wohin uns eine unerbittliche Nothwendigkeit führen muß, über sich selbst so nachzudenken und seinen Sarg zu versuchen, etwas, das nicht ohne Einfluß auf Lebensfittlichkeit bleiben kann.

Allein muß man also am Abende eines schweremüthigen Tages seine Stelle bezeichnen. Ich sage: allein, an einem traurigen Tage, oder nach dem Impuls des französischen Charakters, gemeinsam mit seinen Freunden, an einem Tage des Frohsinns. Man berathet sich dann mit ihnen über den Ort, den Platz und die Ausdehnung des Gebäudes. Dann wird es, wenn es beendet ist, eine Art neuen Besitzthums, dessen Eigenthümer gern die Honneurs davon macht. Man spricht bei festlichen Gelagen darüber, wo statt der abschreckenden Hirnschädel des alten Aegyptens nur Bilder von geglättetem Marmor, Rasen und Blumen erscheinen. Dieses vertraute Bekanntwerden mit dem Felde der Ruhe scheint den Uebergang vom Leben zum Tode zu versüßen, und eins an das andere mit tausend neuen Banden zu knüpfen; es macht den Verlust eines geliebten Gegenstandes minder schmerzlich und seine Abwesenheit weniger vollständig und ersaklos. Man täuscht sich leichter über seinen tiefen Schlaf, wenn man oft an seinem Ruhebetten weilt.

So vergrößert sich denn mit jedem Tage diese neue Stadt, diese Niederlage von Asche und Gebeinen. Bald wird man die Gräber numeriren, die Straßen ecken bezeichnen und die Gassen benennen müssen. Auch da vielleicht wird man wie in unsern lebenden Städten um des Vermögens und Luxus willen das Genie und den Ruf hintansetzen.

Aber warum zögert man noch? Es sind kaum fünf und zwanzig Jahre her, daß man zu dem Tode sagte: „Wir wollen Deine Fortschritte vergewissern, baue Deine Stadt wie wir die unsere, dann wollen wir vergleichen.“ Nun denn, die neue Stadt neben den 30,000 Häusern der alten Lutezia bietet schon ihre 31,000 Grabdenkmäler dar *).

Schon ist eine vollständige Polizeiverwaltung dort nöthig geworden. Man sieht daselbst die volle Thätigkeit der Industrie. Die großen Zugänge wimmeln stets von Architekten, Zimmerleuten, Schlossern, Maurern und einer Menge anderer Arbeiter. Es ist allerdings der Bau einer Stadt. Das Ideal verschwindet vor dem Anblicke der Gerüste, Räder und Werkzeuge; denn die Gräber, die anfangs demüthig und beschränkt waren, werden geräumig an ihrer Basis, wachsen in die Höhe und sind unstreitig jetzt noch nicht auf den höchsten Punkt gelangt. Man hatte vorher schon eine Menge kleiner Pyramiden gebaut, ehe man so viele Jahre, Arme und Steine daran wendete, das Riesendenkmal des Cheops zu errichten.

Hier und da erheben sich die Spitzen der Pyramyden, welche man beim Pater La Chaise findet, über die andern Gräber. Wenig fehlte, so beurlaubete ein Obelisk von cararischem Marmor, durch eine Höhe von 40 Fuß, die reiche Eitelkeit eines königlichen Tapeziers. Eine Inschrift würde dann angezeigt haben, daß Herr Boulard selbst nach Genua reiste, um den reinsten Marmor dazu auszusuchen. Man hatte schon einen Grund von 40 Fuß Tiefe gegraben, und nach dem Wunsche des Verstorbenen sollten 400,000 Franken auf dieses Denkmal gewendet

*) Folgendes ist die fortschreitende Zahl der Grabsteine seit 1804:

man legte deren	
1804 — 113.	1810 — 76.
1805 — 14.	1811 — 96.
1806 — 19.	1812 — 130.
1807 — 26.	1813 — 242.
1808 — 51.	1814 — 509.
1809 — 66.	1815 — 635.

In allem 1827. Und 1830 zählte man deren schon 31,000.

werden. Seine Erben hielten jedoch dafür, daß seine sterbliche Hülle nirgend würdiger ruhen könne, als in der Kapelle des Hospitals von Saint-Mandé, das mit einer Million, die er für dieses menschenfreundliche Werk bestimmt hatte, aufgebaut worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einige hingeworfene Zank- und Liebes-Äpfel.

Der Verstand ist der Abgott der heutigen Zeit des Egoismus und der Scheinheiligkeit. — Was ist Verstand ohne Wahrheit des Charakters, ohne Entschiedenheit der Gesinnung, ohne Tiefe des Gemüths und Güte des Herzens? Der Teufel ist er, der die Welt verblendet, verwirrt und holt! —

Auf Verstand, weil er angeboren und weil sich jeder für gescheiter hält als er ist, scheint man weniger neidisch und man macht ihn zur ersten Tugend. Was kann aber übermüthiger und eitler vom Menschen seyn, als stets nur den Verstand zu preisen? wodurch er seinen zeigt!! Zuverlässiger Charakter, jenes offene, redliche Sichgleichbleiben, stille Tugenden und Grundsätze, die bei jedem mehr oder weniger erworben, ja errungen werden müssen, werden weniger gern anerkannt. „Er ist recht brav!“ sagt die eitle Welt mit accentlosem Tone; — aber: „er ist recht gescheit!!“ mit lebhaftem, sich selbst bespiegelndem Ausdruck.

Rehrt die Zeit nicht wieder, wo Geist und Herzengüte mehr gilt als Verstand, Wissen und Geschwätz, werden Eitelkeit, Thorheit und Selbstsucht die Welt immer mehr in den Strudel der Unzufriedenheit hineinwirren? —

Jedes redliche Gemüth verdient einen treuen Freund zu finden. Nur der Seelen- und Gemüthlose, der keiner Treue und Wahrheit des Herzens fähig ist, wird dieses Glück nie finden; — denn das augenblicklich Gesundene wird ihn bald wieder fliehen!

A. D.

G r o ß e s G u t .

Im Alter Freunde noch erringen,
Kann selten nur und schwer gelingen;
Doch Freunde mit in's Alter bringen —
Das heißt ein großes Gut erringen.

Richard Ross.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Paris.

Am 20. Mai 1832.

Diese Woche fing mit einem Begräbnisse an und endigte mit einem. Alle berühmten Männer, sowohl in der gelehrten als politischen Welt, kamen in ihr zwei Mal da zusammen, wo die Wissenschaft vor dem großen Geheimnisse eines zweiten Lebens stehen bleibt, und jeder Ehrgeiz vor einem Häufchen Asche, wenigstens für Augenblicke, verschwindet. In allen Gemüthern ist von diesen beiden Ausritten der Trauer, die nur durch wenige Tage von einander getrennt waren, ein tiefer Eindruck zurückgeblieben. Es ist mir vorgekommen, als ob selbst die Sprache der Tagesblätter, der Abdruck der Aufregung oder Ruhe des öffentlichen wie des Privatlebens, ernster und gehaltener geworden wäre. Ist auch schon die Intrigue geschäftig gewesen, um Ansprüche an den Nachlaß dieser beiden Gewaltigen zu machen, deren Tod eine so große Leere im Rathe des Königs und im Gebiete der Wissenschaft zurückgelassen, so waren die Stimmen der Werber nur doch noch sehr furchtsam und ihre Wege sehr heimlich und von weitem angelegt. Gewöhnlich geht man nicht mit gleicher Discretion zu Werke, wenn die unsichtbare Hand aus dem Buche des Lebens minder große Namen streicht, als die von Casimir Perier und G. Cuvier!

Ja, der Name des Mannes, der nach einer fünfzehnjährigen, zugleich loyalen und kräftigen Opposition zur Macht gelangte, des Mannes, der, mögen seine Fehler auch seyn, welche sie wollen, doch die bei unsern Staatsmännern seit Napoleon so seltene Eigenschaft hatte, den Muth zu besitzen, zu wollen, ist und bleibt ein großer. Casimir Perier ist der einzige Minister, der, nachdem er selbst im Namen der Gesetzlichkeit die ausdauerndste und kräftigste Opposition bildete, nun auch wieder im Namen derselben Grundsätze die Opposition zu bekämpfen und oft zu beherrschen verstand. Das Geheimniß seines Uebergewichts lag in seiner Rechlichkeit und seinem Muth. Es wird einmal ein höchst anziehendes Geschäft seyn, den Charakter dieses Staatsmannes, der gehaßt werden konnte, dem aber doch die Achtung selbst seiner Gegner, welcher Meinung sie auch angehörten, in's Grab folgte, näher zu entwickeln.

Von Cuvier's Namen kann man sagen, daß er den Erdkreis erfüllte. Unstreitig ist sein Name unter allen Namen französischer Gelehrten der allgemein gekannteste, der, den uns die Fremden stets am meisten beneideten. Französische Reisende wurden in Amerika wie in Europa, in England wie in Deutschland, nur immer nach den neuesten Forschungen und Entdeckungen Cuvier's befragt. Was kümmern eben auch in der That die classischen oder romantischen Dichter der Franzosen die Fremden? Aber der, welcher eine Welt entdeckt hatte, beschäftigte zugleich Byron, der das Wunderbare in seinem Raine auf Cuvier's System begründete und den 30jährigen Goethe, in welchem dessen Schriften wieder den Geschmack für Naturwissenschaft anregten, der er sich in jüngern Jahren hingegen gegeben hatte. —

Der Verstümmelte, Roman von Saintine, ist so eben erschienen und wird großes Glück machen. Dieser Verstümmelte hatte Verse gegen den Papst Sixtus V. gemacht. Elisabeth von England, die zugleich Königin und Päpstin ihres Reiches war, hatte sich damit begnügt, einem Schriftsteller, der es ge-

vagt hatte, ihre Schönheit in Zweifel zu ziehen, den Daum abhauen zu lassen; Sixtus V. aber verurtheilte einen Libellisten dahin, beide Hände und die Zunge zu verlieren. Seitdem hat doch die Preßfreiheit in England, ja selbst in Rom einige Fortschritte gemacht.

Dieses Verstümmelten Leben nach dieser Bestrafung, sein Leben als Verbannter, seine Gedanken, denn er ist Dichter, seine Gefühle, denn er liebt, schildert uns nun hier Saintine mit edlem Pathos, einer bewundernswürthen Analyse des Herzens und einer rührenden Verkettung der anziehendsten Ausritte, in welche eine Beschreibung Italiens mit eingewebt ist. Allein gelassen mit der Hauptidee dieses Werkes würde man schauern und das Auge davon abwenden, aber wenn man den Verfasser hört, wird diese reinliche Idee eine unerschöpfliche Quelle von mehr schwermüthigen als schrecklichen Empfindungen. Durch den Zauber eines Styls, der sich bis zur Poesie erhebt, ohne deshalb aufzuhören Prosa zu seyn, versetzt Saintine unsere Seele in diesen Körper ohne Hände und Zunge, er läßt uns alle Leiden desselben gleichsam in einem Traume erleben, und wenn wir dann von dieser Verkümmerte wieder aufwachen und unsere Hände, unsere Stimme wiederfinden, so bewundern wir das Talent des Dichters, der es verstand, uns durch einen ganzen Band hindurch mit dieser so eigenthümlichen, aber doch nicht unmöglichen Individualität zu verschmelzen.

Aus Leipzig.

Am 15. Mai 1832.

Wenn wir auch in diesem Berichte dem Leipziger Hoftheater den Vorrang vor allem Andern einräumen, so bitten wir den hochverehrten Redacteur d. Bl. und unsere Leser und Leserinnen zu bedenken, daß dieß unser vorletzter Bericht über das königl. sächs. Hoftheater zu Leipzig, und darum unser regelwidriges Verfahren nicht als ein Fehler oder eine Einseitigkeit zu betrachten ist, sondern vielmehr als Gerechtigkeit, als Wahrheitliebe. Die erstere regt die letztere dann mächtig auf, wenn irgend Einer oder irgend Etwas von höherer Bedeutung oder allgemeinem Interesse nach längerer Zeit durchaus freiwillig aus den gewohnten Kreisen sich ausscheidet, sich von uns trennt; weit mächtiger aber, wenn Einer oder Etwas der bezeichneten Art von der Ungunst der Zufälligkeiten oder der Menschen zum Scheiden von uns gezwungen wird.

In Bezug auf die Leistungen unseres Theaters vom 9. April bis zum 15. Mai daher Folgendes:

Unter den gegebenen Trauerspielen können wir nur die „Braut von Messina“, dieses lyrisch-dramatische Meisterstück des großen Schiller und „Macbeth“ nennen. Die Fürstin von Messina war die gastierende Mad. (Miedke-) Wetter. Wie sich erwarten läßt, so spielte diese Künstlerin ihre schwere und umfangreiche Rolle mit vieler Wahrheit, Consequenz und Ausdauer. Nur ein Fehler stört etwas in ihrem Spiele: ihre Stimme hat etwas zu weinerlich Hohles, etwas zu Klägliches und Jammervolles, man wünschte oft einen kräftigeren, energischeren Ton. Die Kunst würde durch die Erfüllung dieses Wunsches keineswegs leiden. Ihre Söhne waren die Herren Piticher (Don Manuel) und Stöckel (Don Cesar). Beide strengten sich an; der Letztere mit glücklicherem Erfolge als der Erstere.

(Die Fortsetzung folgt.)